

Abbruch und Aufbruch als geistliche und kybernetische Herausforderung
Ulrich Laepple
Vortrag bei der Ephoralkonferenz in Glauchau 2004

„Fröhlich wachsen in einer kleiner werdenden Kirche“ (Bischof Noack)
(oder anders: „Fröhlich kleiner werden und dennoch wachsen wollen“)

Verehrte, liebe Geschwister,

ich freue mich sehr, unter Ihnen zu sein – zunächst ganz schlicht als ein Bruder unter Geschwistern. Ich habe keine Ostbiografie, habe aber von meinem 15. Lebensjahr an einen lebendigen Kontakt gepflegt durch Reisen, Besuche, Tagungen und andere Aufenthalte zu Menschen der damaligen DDR. Die vielen Begegnungen in jenen Jahren – darunter unvergesslich Dresden und Meißen - haben bleibende Abdrücke von geschwisterlicher Erfahrung in meiner Seele hinterlassen. Sie kommen mir in meinem heutigen Dienst, der mich in die unterschiedlichsten Landeskirchen, dabei oft in die östlichen, führt, zu gute - zuallererst in der Weise, dass ich mich auf die Begegnungen freue.

Ein Zweites: Wenn ich in Sachsen bin, muss ich mit Dankbarkeit an einen Menschen denken, an einen Religionslehrer, der – ich war etwa 12 Jahre alt – als „Flüchtling“ (wie wir damals sagten) aus Sachsen in unser Gymnasium ins schwäbische Ulm kam und zu unserem großen Erstaunen nicht nur sächsisch *sprach*, sondern auch sächsisch *betete* und sogar sächsisch *sang*. Er hielt einmal die Woche zu Beginn der Unterrichtsstunde eine liturgische Andacht mit Wochenspruch, Wochenpsalm, Losung und Lied. Einer von uns Schülern stand vorne und hatte aus den von ihm jedes Mal säuberlich mit Hand aufgeschriebenen Texten vorzulesen. Er war – ich konnte das erst später einordnen - ein sächsischer Katechet, der den Religionsunterricht an einem Gymnasium ganz selbstverständlich und aus dem Herzen heraus zu einer Art Konfirmandenunterricht oder Christenlehre nutzte.

Für mich bedeutete dieser Unterricht nicht nur ein Vertrautwerden mit biblischen Texten, sondern auch die sprachliche Einübung in ein Reden mit Gott, wozu übrigens auch Luthers Morgensegen gehörte, den ich durch ihn kennen lernte. Und einmal fragte er mich unvermittelt: „Ulrich, was ist eine ‚Evangelisation‘, und wollte wohl gerade von mir eine Antwort, weil in unserer Gemeinde zu jener Zeit eine stattfand.

Ich habe diesem Menschen, dessen Frömmigkeit hier gewachsen war, viel zu verdanken.

Erlauben Sie mir noch eine letzte – für mich aber notwendige - Vorbemerkung: Wären Sie, Bruder Heß, nach meiner Zusage zu diesem Referat nicht so bald in Urlaub gefahren, ich hätte der Versuchung kaum widerstanden, den übernommenen Auftrag wieder abzusagen. Es beschlich mich zunehmend der ungemütliche Gedanke: Was ermächtigt mich eigentlich, zu Ihnen, den Kirchenmusikerinnen und –musikern, den Gemeindepädagoginnen und –pädagogen und Pfarrerinnen und Pfarrern von Berlin nach Glauchau zu fahren, um in einer wahrlich nicht leichten, sondern anfechtungsvollen Situation über das paradoxe Thema einer kleiner werdenden Kirche, die wachsen soll, zu sprechen, in einer Kirche, in der ich ja gar nicht lebe. Auch wenn ich mich in einem ständigen Dialog und in Zusammenarbeit mit Christen und Theologen der ostdeutschen Kirchen befinde und von ihnen lerne, setze ich mich nicht trotzdem und zurecht Ihrem Widerspruch aus: „Du hast leicht reden, Du kennst unsere Situation ja gar nicht!“?

Ich kam über diese mich anfechtende Frage bei einer Tagung zufällig ins Gespräch mit einer Krankenhauseelsorgerin, die in einer Schmerzklinik arbeitet. Sie brachte folgenden für mich interessanten Vergleich: „Ich habe die Schmerzen meiner Patienten nie gehabt und suche trotzdem Zugang zu ihnen, gerade als eine Person von außen. Ich bin nicht hineinverwoben in die Mechanismen und Reaktionsweisen, die zum System dieser Schmerzen gehören. Es ist gerade darum eine sinnvolle Rolle, die ich habe.“

Diese Antwort bedeutete mir etwas. Sie hat mich gelassener und mutiger gemacht, auch wenn der Vergleich mit der Klinik hinkt wie alle Vergleiche – weder bin ich Ihr Seelsorger noch sind Sie Patienten.

Nach einem Gespräch mit Bruder Heß und nach gründlicher Überlegung habe ich mich entschlossen, das Thema so zu formulieren.... und folgendermaßen anzugehen: Aufriss):

- I. **„Wahrnehmen, was ist“ – Der Umgang mit dem Abbruch**
- II. **Geistliche Fragen, geistliche Quellen zwischen Abbruch und Aufbruch**
- III. **„Ich will meine Kirche bauen“ – Sehilfen zu einem Gemeindeaufbau im Kontext von Abbrüchen**

I. **„Wahrnehmen, was ist“ – der Umgang mit dem Abbruch**

Hinter dem Wort „Abbruch“ verbirgt sich ein komplexes Geschehen, mit dem wir heute an allen Stellen kirchlicher Arbeit konfrontiert sind, das aber doch in jedem Bereich und jeder Region seine eigenen Kennzeichen trägt und seine eigene Dramatik hat. In Ostdeutschland ist die Situation nach 70 Jahren staatlich verordneter Marginalisierung der Kirche anders als im Westen. Wir wissen – und Sie besser als ich: Konfessionslose, die generationenübergreifend keinen Kontakt zu Kirche und Glaube haben, sind andere Leute als die vielen Ausgetretenen im Westen. Lassen Sie mich, obwohl ich von außen komme, die östliche Situation mit ein paar Strichen skizzenhaft umreißen. Wir werden sehen, ob sich unsere Beobachtungen und Bewertungen treffen oder ob wir uns ggf. noch besser verständigen müssen.

1) „Abbruch“ zeigt sich zunächst in Zahlen und Fakten. Das ist die *eine* Ebene. Nennen wir zuerst den Bevölkerungsschwund. Es ist das größte gesellschaftliche Problem der östlichen Bundesländer. Nicht nur, dass so viele Menschen, besonders junge, wegziehen, es werden zudem wenige Kinder geboren. Der Bevölkerungsschwund greift somit als Mitgliederschwund tief in den Bestand und in die Arbeit der Gemeinden ein. Zusätzlich zu diesem Schwund gilt, dass die östlichen Kirchen an der Gesamtbevölkerung einen Anteil von 20 und 30% haben. (Glauchau?) Dabei ist es nicht so, wie man gelegentlich liest, dass es „einen massenhaften Austritt“ der Menschen aus der Kirche gäbe. Bischof Noacks sieht es anders und formuliert provozierend: „Wir haben kein Austrittsproblem, wir haben ein Eintrittsproblem.“

2) „Abbruch“ zeigt sich aber auch – das ist die zweite Ebene - in *Enttäuschungen*, die zu den Erfahrungen der letzten Jahre gehören – ich nenne zwei nicht eingetretene Prognosen bzw. Hoffnungen:

- a) „Wenn die SED weg ist, werden die Leute wieder zur Kirche gehören.“ Bischof Noack sagt zu dieser Prognose: „Sie wurde bei uns nie so recht geglaubt. Aber viele im Westen dachten so. Es liegt auf der Hand, dass es nicht so geworden ist.“ (epd 19)
- b) „Wir sind im Osten schon einen Schritt weiter als die Kirche im Westen. Wir haben das alles schon hinter uns, was der Westen noch vor sich hat. Wir haben die ‚Karteileichen‘ aussortiert.“

Dazu nochmals (und nicht zum letzten Mal) Bischof Noack: „Wir sehen heute, dass wir nach 40 Jahren Diktatur immer noch eine Kirche haben, in der sehr viele Gemeindeglieder zu Weihnachten oder gar nicht zum Gottesdienst kommen. Die lange DDR-Zeit hat daran nichts geändert. Wir unterscheiden uns da nur unwesentlich von westlichen Kirchen. Wir haben uns vor allem nicht ‚gesund geschrumpft‘, wie manche meinten, sondern wir sind nur kräftig geschwächt worden“ (ebd.10).

Mit dieser „kräftigen Schwächung“ sind Sie täglich konfrontiert. Der Mitgliederschwund zieht die schwache Finanzlage nach sich. Und das hat wiederum zur Folge, dass offenbar das bisherige Niveau von bezahlter Mitarbeiterschaft nicht mehr aufrechterhalten werden kann,

dass Arbeitsgebiete und mit ihnen die Illusion einer „flächendeckenden Versorgung“ aufzugeben sind - alles mit schmerzlichen Konsequenzen, zu denen nicht zuletzt Stellenkürzungen gehören. Sie greifen schmerzlich in die Lebensplanung des einzelnen ein und führen zu Kränkungen, die sich so oder anders ausdrücken mögen: „Soviel ist denen also meine bisherige Arbeit wert!“

3) Ich glaube freilich, dass vor allem die, die nicht zu entscheiden und zu leiten haben, große Schwierigkeiten haben, der Wahrheit von Fakten und Zahlen ins Auge zu sehen. Wir neigen dazu, zu sagen: es wird schon irgendwie weitergehen wie bisher und nicht so schlimm kommen. Ich glaube aber, dass man mit einer seelsorgerlich gebotenen Bestimmtheit sagen muss: das ist nicht der Fall.

Ich möchte einen Schritt weiter gehen: soll und darf es *um des Auftrags willen* eigentlich so weitergehen wie bisher? Der Drang zur Veränderung sollte eigentlich nicht nur aus dem Finanzdruck kommen, sondern auch aus der Frage nach dem Auftrag: Passen die Arbeitsformen von gestern auf die Notwendigkeiten von heute und morgen? „Ecclesia semper reformanda“ ist ein Grundsatz evangelischen Kircheseins. Wir haben das „reformanda“ wohl mehr auf das Denken und die Theologie bezogen als auf die Strukturen, die Arbeitsformen und Anstellungsverhältnisse. Meine Frage richtet sich also darauf: welche Veränderungen sind unbedingt nötig, wären unbedingt auch ohne Finanzdruck *um des Auftrags willen* nötig – eine Frage, die heute natürlich im Horizont der knappen finanziellen Möglichkeiten zu stellen ist, aber ist in ihrer *theologischen* Dringlichkeit zu stellen.

Wir haben also einen Veränderungsdruck, der einen zweifachen Blick erfordert: den Blick auf die knappen finanziellen und personellen Ressourcen, aber auch den Blick auf den Auftrag. Daraus ergibt sich dann die entscheidende Frage: Auf welches Bild von Kirche soll die Kirche umgebaut werden, also nicht nur rückgebaut, sondern im leider notwendigen Rückbau *umgebaut* werden.

4) „Minderheitskirche“?

In dieser Situation – das ist sehr versuchlich - bietet sich ein Leitbild an, das sich mit dem Stichwort „Rückbau“ oder „Abbau“ leicht versöhnen ließe: Das Leitbild von der „Minderheitskirche“, das in der DDR-Zeit erlernt worden sei. Bischof Noack erinnerte in einer Rede einmal an einen Vortrag von Bischof Krusche, den dieser unter dem Titel: „Unser Weg in die Diaspora“ 1973 auf einer Synode gehalten hatte. Bischof Krusche, so Noack, „wollte uns damals darin sicher machen, dass Gott auch mit einer kleinen lebendigen Kirche sein Reich bauen kann,“ und Noack fährt fort: „Das ist gut und richtig gewesen. Dennoch darf solche Theologie nicht in einer ‚Rückzugsmentalität‘ enden. Mit dem Phänomen der Minderheitskirche soll man nicht kokettieren. In der Nische kann auch Gottes Auftrag, das Evangelium an alles Volk auszurichten, versäumt werden.“ Und zur „Nischenmentalität“ zählt er z.B. folgende alltäglichen Phänomene,

- dass es nicht leicht sei, in eine Gemeinde überhaupt hineinzukommen. Lang erprobte Gemeindeglieder scheiterten manchmal, als neuzugezogene Gemeindeglieder in der neuen Gemeinde Fuß zu fassen.
- Oder der Streit, ob man sich in öffentliche Belange überhaupt einmischen dürfe.
- Oder die allgemeine Scheu, auf Menschen zuzugehen. Die ostdeutschen Kirchen hätten – das ist seine kritische These – das Leitbild einer „Minderheitskirche“ verinnerlicht.

Es geht bei unserem Thema darum, geistlich dem nachzuspüren, was Gott mit seiner Kirche tut, was er mit ihr vorhat und wie und wohin er sie führt. Ich bin ziemlich sicher: nicht zurück, sondern nach vorne. Im gerade erschienen Heft 5 unserer AMD-Zeitschrift „Brennpunkt Gemeinde“ schreibt Jürgen Moltmann: „Zukunft ist nicht nur etwas Nebensächliches am Christentum, sondern das Element seines Glaubens, der Ton, auf den alle seine Lieder gestimmt sind, die Farben der Morgenröte, in der alle seine Bilder gemalt werden“ (ebd,163).

5. Abbruch oder Aufbruch, Rückbau oder Umbau?

Welche Kirche sehen wir dann vor uns? Auf welches Kirchenbild mit welchen Schwerpunkten und Möglichkeiten und welchen veränderten Strukturen wird unser Blick gelenkt? Was soll die Kirche, was sind ihre Ziele? Was muss wegfallen, was muss gestärkt, was muss beerdigt, ja, was muss heute unbedingt bleiben, was neu erfunden werden? Passt die Sozialgestalt von Kirche und Gemeinde noch auf die Menschen, für die wir Kirche sein wollen? Der Gottesdienst, wie er bei uns ist, die Gottesdienstzeiten, die Art unserer Verkündigung, unsere Öffentlichkeitsarbeit, unsere Räume? Sind wir – im Sinne des Evangeliums - mobil und modern genug, d.h. menschnah? Sind unsere Arbeitsformen effektiv (also wirksam), sind sie phantasievoll? Das sind ja keine unchristlichen Fragen! Dass man sie stellt, hat seinen Grund – wie gesagt - nicht nur in den Tatsachen eines „Abbruchs“ – das mag ihr Anlass sein. Nein, diese Fragen stellen sich aus der Wachsamkeit für die Arbeit für den Auftrag selber!

Hier kommen wir schon an die Schwelle meines dritten Teils und stoßen auf die kybernetische Frage nach dem Gemeindeaufbau. Aber ich habe den Eindruck, wir würden etwas überspringen, wenn wir sie jetzt direkt anpackten. Erstens könnten Sie denken: „Jetzt kommt er mit Programmen und Ratschlägen und Forderungen. Das können wir nicht gebrauchen.“ Manche fahren die Stacheln angesichts von Abbruch-Erfahrungen, die ja auch meist Überforderungserfahrungen sind, aus und wehren sich – vielleicht zurecht. Zweitens: Vielleicht müssen in einer angefochtenen Situation von Beunruhigung und Erschütterung vor Gedanken zu Veränderungsschritten Gedanken zu Heilungsschritten getan werden.

Anfechtung: Das ist ein Zustand geistlichen Lebens, der in der biblischen und christlichen Tradition alles andere als unbekannt ist. Anfechtung ist ein Grundwort der Theologie Martin Luthers. Anfechtungen kommen von außen – etwas ficht gegen uns an. Aber wir fühlen uns ihnen nicht gewachsen. Und so schlagen sich die Anfechtungen auf der Seele nieder und nagen im Innern, vielleicht

- als Enttäuschung an der Kirche, die uns doch nicht nur Aufgabenfeld war, sondern wie auch Ort der Geborgenheit und Sicherheit. Dieses Gefühl ist erschüttert.
- Anfechtungen schlagen sich nieder im Zweifel an der eigenen Berufung. Will ich noch an dem festhalten, womit ich einmal angetreten bin – Mitarbeiterin, Mitarbeiter Gottes zu sein?
- Schuldzuweisungen kommen hoch. „Wer hat das alles eigentlich zu verantworten?“
- Angst vor Verlust, Gefühle der Wut -, und schließlich legt sich der Mehltau der Resignation über die Arbeit - und die Familie auch.

Geistlich gesehen sind das Wüstenerfahrungen. Wüstenerfahrungen berühren die Grundlagen des Lebens. Die Wüste ist gefährlich, Wir können in ihr untergehen. Aber die Wüste war auch oft – wir wissen es - der Ort, wo Gott dem Menschen neu begegnet ist und ihn herausfordert hat.

Ich möchte diese Spur verfolgen. Das ist der zweite Teil meines Vortrags. Damit berühren wir die geistliche Dimension unseres Themas. Denn „Abbruch und Aufbruch ist auch eine *geistliche Herausforderung*“.

II. Geistliche Fragen, geistliche Quellen zwischen Abbruch und Aufbruch

Ich wage im folgenden etwas, was ich am liebsten in einem Exerzitium, an einem Einkehrwochenende, nicht in einem Vortrag, mit Ihnen austauschen würde. Aber wir haben nicht die Wahl. Kürzlich haben wir eine Tagung erlebt mit dem Thema: „Die therapeutische Kraft des Glaubens. Die Gemeinde und ihr Heilungsauftrag“. Es standen nicht etwa aufsehenerregende Heilungswunder im Vordergrund. Uns ging es um die Frage, wie wir aus den Quellen und Möglichkeiten, die im Leben mit Christus verborgen liegen und die der Heilige Geist uns zuwendet, schöpfen können, also, wie der heilende Christus unter uns so zum Zuge kommen kann, dass unsere Wunden heilen können, unsere Enttäuschungen,

unsere Beziehungen heilen können, ja unser Gottesverhältnis ausheilt, in das sich vielleicht Groll mischt und Gleichgültigkeit und das Anzeichen von Gewohnheit oder Abnutzung trägt. Ich berühre 6 Aspekte.

1. Trauer mit Maß

Es muss Raum sein für Trauer, Wut und Tränen. In Einzelgesprächen, in Gremien und Sitzungen, vielleicht sogar in Briefen. Vor allem aber im Gebet.

Die Bibel kennt die Klage. Der Mensch unter Gott wird ermutigt, seine Fragen, seine Enttäuschung, ja seine Wut auszusprechen und nicht in sich hinein zu fressen. Die biblische Klage leitet uns geradezu an zum Ausdrücken unserer seelischen Verfassung, zu einer expressiven Sprache. Es kann sein, dass wir einen solchen expressiven Umgang mit uns und unseren Enttäuschungen noch vor uns haben, überhaupt nicht eingeübt haben, weil es ja auch einer gewissen christlichen Tradition entspricht, nicht expressiv, sondern gezähmt zu sein. Aber versteckter Groll führt zu versteckter Kritik, und versteckte Kritik zersetzt und macht alle krank. Mindestens Gott soll hören, was wir auf dem Herzen haben. Er hält das aus.

Das ist die eine Seite. Die andere ist die, dass die Klage ein „Maß“ haben muss. Im Oktober las ich in der Losung: „Sammle meine Tränen in deinen Krug. Du zählst sie.“ Der Vers steht Ps. 56,9. Tränen *zählen*, sie zählen bei Gott. Sie haben einen Ort, sie müssen fließen dürfen. Aber sie sollen auch ein Maß haben, das ist das andere. Maßloses Klagen führt in die Depression, ist Hingabe an die Depression. Man kann beide Seitengut studieren an Psalm 13; fünf Verse lang Fragen und Klagen („Ach, Herr, wie lange willst du mich vergessen, mich bedrängen...“ Ein bis auf die Knochen verunsicherter Mensch schreit seine Verzweiflung hinaus), und dann – man versteht nicht, wie es dazu kommt, aber dann – man steht vor einem Geheimnis – lesen wir plötzlich in Vers 6: „Ich aber traue darauf, dass du so gerne hilfst. Ich will dem Herrn singen, dass er so wohl an mir tut.“ Da ist der Beter durch, durch die Enge, durch die Angst. „Geheimnis“ sage ich. Das heißt: es ist nicht machbar, heißt darum aber nicht: es kann nicht geschehen.

Jemand schickte mir ein Lied zu der zuerst erwähnten Losung. Es heißt so:

*„Du sammelst meine Tränen in deinem Krug, Gott und verwandelst sie.
Wende dich um, Mensch, wende dich um Mensch
und sieh vom Tod ins Leben.“*

2. Sich hineinziehen lassen in die Dynamik der Verheißungen

Die Bibel kennt ein Wörtchen, das Teil ihrer Verheißungssprache ist. Es ist das Wortchen „aber“.

„In der Welt habt ihr Bedrängnis, *aber* seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ (Joh. 16,20) – was bedeutet: die Wirklichkeit, also die Bedrängnis, wird nicht übergangen, sie wird markiert als das, was sie ist. Das „Aber“ begrenzt sie und zieht uns gleich hinüber in die Verheißung, in die neue und größere Wirklichkeit, dass nämlich „Christus die Welt überwunden“ hat.

„Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer.“

Das „Aber der Verheißungen“ bringt uns in einen Abstand zu den bedrohlichen Seiten des Lebens.

Es bedarf einer geistlichen Übung, besonders für Menschen, die einen schwermütigen Zug in sich verspüren oder auch einen – manchmal gewohnheitsmäßigen - Hang zum Negativen haben – es bedarf einer geistlichen Einübung, dieses „Verheißungs-Aber“ in die eigene Seele und in den eigenen Glauben aufzunehmen. Es befreit uns aus dem Klammergriff *blinder* Wirklichkeitserfahrung und macht uns sehend für die größeren Möglichkeiten und Absichten Gottes.

3) Mangelorientiert – verheißungsorientiert

Die Fixierung auf den Mangel und defizitäres Denken und Reden schaffen ein lähmendes Klima der Sorge. Wir kreisen um die Sorge. Wir kreisen nicht mehr um Gottes Verheißungen.

Das verstärkt den Handlungsdruck. Wir stemmen uns gegen den Mangel, reagieren mit einer Arbeitswut, die nicht selten in die Eliamüdigkeit und in ein handfestes burn-out-Syndrom führt. Wir meinen, uns realistisch zu geben, können auch Anhalte an der Wirklichkeit benennen, gehen aber zugleich in der Wirklichkeit unter, weil wir sie nicht im Licht der Verheißung sehen.

Demgegenüber steht eine andere Linie: Die Verheißung der Treue Gottes, sie schafft Entlastung, weil sie Vertrauen erzeugt, dass Gott mich so wenig fallen lässt wie die Kirche. Es entsteht das Klima einer geistlichen Gelassenheit, die aus dem Bannkreis des Mangeldenkens herausführt. „Ohne mich könnt ihr nichts tun.“ Das desillusioniert uns im Blick auf unsere eigenen Fähigkeiten, das entlastet uns im Blick auf unsere Unfähigkeiten. Der Glaube ist nicht mangelorientiert – da erstarren wir und kommen nicht vom Fleck –, der Glaube ist verheißungsorientiert – da geraten wir in den Sog des Vertrauens, der uns nach vorne zieht. Wir nehmen Maß am „ewig reichen Gott“.

Ich schließe in Abänderung des Aufrisses den 6. Punkt hier an, denn sie folgt daraus:

6. Die Unterscheidung zwischen dem, was Gottes und was unsere Sache ist

Viele von uns werden den berühmten Satz M. Luthers kennen:

„Wir sind es doch nicht, die die Kirche erhalten könnten. Unsere Vorfahren sind es nicht gewesen. Unsere Nachfahren werden's auch nicht sein; sondern der ist's gewesen, ist's noch und wird's sein“, der sagt: ‚Ich bin bei euch alle Tage‘.“

Die Rettung und der Bestand der Kirche oder gar ihr Wachstum in unserem Land, in unserer Region, steht nicht in unserer Hand. Wir können nicht die Sache treiben, die sich der Heilige Geist vorbehalten hat. Auch hier gilt, dass wir die Sorgen, die sich an uns kleben wollen, auf ihn werfen.

Dennoch, das ist die andere Seite: wir sind seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Wir können sein Wirken verschlafen oder uns verweigern. Wir haben es sicher oft getan. Wir wollen seine Werkzeuge sein, die sich mit ihrem Hören und ihrem Gehorsam zur Verfügung stellen. Das ist unser Part. Aber dieser Part ist ein nachgeordneter. „Wenn der Herr nicht das Haus baut, arbeiten umsonst, die daran bauen“ (Ps. 126). Dass wir das erste Wort auch das entscheidende Wort sein lassen, darauf kommt es an.

4) Kultur gegenseitiger Wertschätzung

Die Verunsicherung, die Sie zusammen mit Ihren Gemeinden teilweise erleben und die Kränkungsgefühle, die sich dabei einstellen durch die einschneidenden Veränderungen brauchen die heilende Kultur einer gegenseitigen Wertschätzung. Es ist nötig, einander spüren zu lassen und einander zu sagen: „Es ist ein Segen, dass Du da bist!“ Es ist so wichtig, einander wahrzunehmen und hinter die Vorurteile zurückzugehen, die wir uns vom anderen längst gemacht haben. Wertschätzung ist nicht nur die Konstatierung von Sympathie, Wertschätzung verwandelt Menschen. Es ist ähnlich wie in der Liebe: Sage ich zu meiner Frau: „Ich hab dich lieb“ ist ihre Antwort ja nicht: „interessant“ oder „o.k.“. Nein, der Satz hat verändernde, verwandelnde Kraft.

Lassen Sie uns erfinderisch sein im Blick auf Formen der gegenseitigen Wahrnehmung und der Gestaltung unserer Beziehungen unter einander. Die „consolatio fratrum et sororum“ (also das Sich-Kümmern der Geschwister unter einander) ist so wichtig – entlastet übrigens auch unsere familiären Beziehungen, vor allem die Ehen, die doch nicht alles auffangen können an Lasten, die wir aus dem Beruf nach Hause bringen. (Das wäre ein wichtiges Kapitel einer Spiritualität für Hauptamtliche)

5. Die Erneuerung der Berufung

Finde ich in veränderten beruflichen Situation ein neues Ja zu meiner Berufung? Dieses Ja - irgendwann vor Jahren gesprochen – kann verblassen und kraftlos werden. Dieses Ja spricht sich in Höhen anders als in Tiefen des Lebens. Es spricht sich anders in der Wüste und anders in Phasen, wo wir in Fahrt sind. Darum braucht das Ja zu unserer Berufung durch Gott eine Wiederholung und Erneuerung:

„Herr, Du hast mich überredet, und ich habe mich überreden lassen. Du bist mir zu stark gewesen und hast gewonnen; aber ich bin darüber zum Spott geworden täglich... da dachte ich: Ich will nicht mehr an ihn denken und nicht mehr in seinem Namen predigen, aber es ward in meinem Herzen wie ein brennendes Feuer..., dass ich's nicht ertragen konnte; ich wäre schier vergangen“ (Jer. 20, 7ff).

III. „Ich will meine Kirche bauen“ – Sehilfen zu einem Gemeindeaufbau im Kontext von Abbrüchen

1. Neutestamentliche Erinnerungen: Die Rede vom Hausbau (oikodome)

Die Bibel hat wunderbare Bilder für die Gemeinde, für das Volk Gottes. Sie entstammen der Landwirtschaft der biblischen Zeit. Die Gemeinde ist eine „Pflanzung“ Gottes, ein wertvoller „Weinberg“ (Jes. 5). Sie ist ein „Ackerfeld“ (1.Kor.3,6ff) oder ein „Feigenbaum“ (Lk.13,6-9). Auch die Rede von Christus, dem „Weinstock“, gehört hierher (Joh.15). Die Pflege durch den Bauern oder Gärtner ist damit versinnbildlicht, aber auch das Organische, dem Machen entzogene Wachsen und Reifen, und schließlich die Erwartung von Frucht und Ernte.

Diese „organischen“ Bilder verknüpft Paulus gerne mit eher „technischen“ Bildern: vom „Bau“, vom „Tempel“ oder „Haus“. Aber schon Jesus gebraucht diese Bilder. Er sagt zu Petrus, dass er (Jesus) die Gemeinde auf festen Grund, auf einen „Felsen“ stelle und keine Macht sie vernichten könne (Mt.16,16ff). Christen sind – übrigens gerade in ihrer Leiblichkeit - ein „Tempel des Heiligen Geistes“, in denen Gott wohnen möchte (1.Kor.3,16). Und 1. Petr. (2,4ff) sagt, dass die Gemeinde als ganze ein „Haus aus lebendigen Steinen“ sei, und „Christus der Eckstein“, der oben alles zusammenhält.

Die Gemeinde – ein Wohnort des lebendigen Gottes. Das ist das atemberaubende Bild, in dem das Neue Testament uns als Christen, als Gemeinde sieht. Das ist unsere Berufung.

Lassen Sie mich einige Hauptstränge des ntl. Redens vom Bau, von der „oikodome“ folgendermaßen zusammenfassen:

- a) Der Bauherr ist Gott selbst. Das unverwechselbare Fundament ist Christus (1.Kor.14, 23-25).
- b) Bei „oikodome“ geht es darum, dass Menschen als lebendige Steine dem Bau hinzugefügt werden (1.Petr.2,4-8). D.h. die Vorstellung vom Wachsen gehört zum Begriff „oikodome“ hinzu. Diese Zusammengehörigkeit von Bau und Wachsen wird bestätigt durch Röm. 15,20, wo das Verb „oikodomein“ ganz selbstverständlich zusammen mit „euangelizestai“ verwendet wird (s.dort). Das zeigt den inneren Zusammenhang: Wo Gemeinde gebaut wird, wird „evangelisiert“, wo evangelisiert wird, wird Gemeinde gebaut.
- c) „oikodome“ umfasst stets beides: intensives und extensives Wachstum der Gemeinde. Das extensive haben wir schon erwähnt. Vom intensiven spricht etwa Eph. 4, 13-15: dass wir „wachsen und stark werden möchten durch seinen Geist am inwendigen Menschen“.
- d) Das Bauen der Gemeinde geschieht nicht im luftleeren Raum, sondern auf dem Grund der Apostel und Propheten. D.h. es geschieht im lebendigen Hören auf das *vorgegebene* Wort. Gemeindeaufbau ist nicht „unmittelbar“, sondern bedarf der Vermittlung durch das aufmerksame Hören auf den vorgegebenen Grund der „Apostel und Profeten“.
- e) Jeder Christ ist – nach 1. Kor. 13 und anderen Stellen – berufen, dem Aufbau der Gemeinde mit seiner Gabe zu dienen. Es gibt zwar besondere Ämter (Propheten, Evangelisten, Hirten und Lehrer). Aber wozu dienen sie? Sie dienen, so Eph. 4,11f, dazu, „dass die Heiligen zum Dienst zugerüstet werden“, also ihre Gaben entdecken und entfalten. Das ist hoch aktuell für Sie, die Sie Ämter haben. Ämter dienen der „Zurüstung anderer zum Dienst“, d.h. sie dürfen nicht zu einer Monopolisierung und

Betreuermentalität führen. Sie sollen andere auf einen selbständigen Weg bringen. Sie halten nicht abhängig und unmündig, sondern machen andere stark zu einem selbstverantworteten Einsatz ihrer Gaben. (Wir kommen darauf gleich noch zu sprechen).

- f) Schließlich: „Oikodome“ ist ein Prozess des Wachsens und Reifens, der erst mit der Wiederkunft Jesu beendet sein wird (1.Kor.3,13-17). Gemeindesein ist fragmentarisch, nach vorne offen. Gemeinde lebt nicht im Sein, sondern im Werden. Auch das ist eine große Entlastung, auch ein großer Vorbehalt gegen manche Gemeindeaufbauprogramme, die allzu genau wissen, wie man's „richtig“ zu machen habe.

2. Wachstum?

Ausgerechnet eine Kirche, die besonders mit kleiner werdenden Zahlen zu kämpfen hat, gibt 1996 eine Schrift heraus mit dem Titel „Wachsen gegen den Trend“. Ausgerechnet ein katholischer Bischof, Joachim Wanke aus Erfurt, der mit seiner katholischen Kirche ja in einer doppelten (nämlich gesellschaftlichen wie kirchlichen) Diaspora lebt, sagte – sinngemäß - den Satz: „Eine Kirche, die nicht wächst – das mag man hinnehmen müssen; aber eine Kirche, die nicht wachsen will, das ist unerträglich.“

Und von Bischof Noack stammen folgende Sätze:

„Trotz der derzeit negativen Trends und Prognosen für ein zahlenmäßiges Wachstum unserer Kirche muss die Kirche wachsen wollen. Nicht das objektive Kleinerwerden unserer Kirche ist das eigentliche Problem, sondern die damit allzu oft verbundene innere Haltung der Resignation. Nicht ein kleine Kirche ist in der Substanz gefährdet, wohl aber eine Kirche, die den Anspruch wachsen zu wollen, aufgegeben hat. Damit ist die Frage nach dem Wachsenwollen letztlich eine theologische Frage und eine Frage nach unserem Vertrauen in Gottes Güte“ (S.11). Ich füge hinzu: also ist es neben einer theologischen Frage auch eine *geistliche* Frage nach unserer inneren geistlichen Erneuerung und Berufung.

Die Zitate zeigen: Das Thema „wachsen“ ist nicht out. Sie nehmen die Fakten des Abbruchs wahr und nehmen sie ernst. Bischof Noack weiter: „Im praktischen Gemeindealltag ist diese Frage nicht zu lösen von dem Problem, dass wir auch in der beschriebenen Situation des Kleinerwerdens fröhliche Christen bleiben sollen und weiter fröhlich predigen sollen. Wie schwer das fällt, sieht jeder, der genau hinschaut. Das dauernde Kleinerwerden, die Streichung von Stellen und das Abbauen von Strukturen legt sich Mitarbeitern und Gemeindegliedern aufs Gemüt und sorgt für eine resignative Stimmung. Der begegnet man nicht mit 'Pfeifen im Wald', sondern nur mit der Glaubensgewissheit, dass letztlich nicht wir es sind, die die Kirche erhalten.“ (ebd.11)

(Nach einer anderen Version des Satzes in unserem Thema sagt Noack: „Fröhlich kleiner werden und dennoch wachsen wollen.“ Ich halte diese Formulierung übrigens traditions- geschichtlich für wahrscheinlicher als die in der ausgeschriebenen Themenstellung.“)

Und dann sagt er den folgenden Satz: „Die Weitergabe des Evangeliums – also das, was man mit den klassischen Stichworten ‚Mission‘ und ‚Evangelisation‘ bezeichnet – ist für uns zur wichtigsten Aufgabe geworden. Es kommt darauf an, dass wir diese Aufgabe erkennen und gerne annehmen.“(ebd)

Diese wichtigste Aufgabe – Mission und Evangelisation - gerne annehmen.

3. Mission und Evangelisation

Ich kann jetzt wichtige missionstheologische Grundeinsichten nicht entfalten, nenne hier aber ein paar mir wichtige Gedanken:

- alle 4 Evangelien lassen einen Missionsauftrag auf die Auferstehungsgeschichte folgen;
- das Neue Testament ist ein durch und durch missionstheologisches und missionspraktisches Dokument. Die Exegeten und andere Theologen haben uns

Jahrhunderte lang nicht deutlich genug vermittelt, was das für die Kirche von heute heißt;

- Was zu dieser Sendung motiviert, ist nicht der Druck ungelöster Probleme, auch nicht zuerst der Druck der 30 Millionen Konfessionslosen in unserem Land, sondern Gottes Zusage, diese Welt nicht loszulassen oder preiszugeben. „Gott will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.“ Gott will es. Das ist entlastend. Aber es ist auch verpflichtend. Denn Kirche kann nicht anders wollen, als diesem Willen Gottes mit ihrem Tun zu entsprechen.

Es gibt zwei Versuche und Versuchungen, dem missionarischen Auftrag auszuweichen. Die erste: „Alles, was wir tun, ist doch missionarisch!“ Man fragt dann nicht selbstkritisch, ob, was wir tun, wirklich in der Sache und in der Wirkung missionarisch ist, sondern erklärt es einfach dazu.

Die zweite Versuchung: dass man das Wort „missionarisch“ als zusätzliche Arbeit versteht und dann seufzt: „Auch das noch, was sollen wir denn sonst noch alles machen!“

Nein, was gefordert ist, ist eine Sendungsspiritualität, die alle unsere gemeindlichen Tätigkeiten sozusagen imprägniert und keine Zusatzaufgabe ist. Alles gemeindliche Tun soll die Handschrift der Einladung des Gottes tragen, der die Menschen sucht und in Freiheit gewinnen will. Wir aber haben zu prüfen, ob unser Gemeindesein diesem Ziel dient.

4. Die kybernetische Herausforderung

Aber wer ist „wir“? Mit dieser Frage sind wir bei dem, was wir im Thema die „kybernetische Herausforderung“ nennen. Ein „kybernetes“ (griech.) ist jemand, der steuert, der den Kurs festlegt, der die Richtung angibt. Ein Kapitän z.B. Ein Architekt, um bei der Metapher „Bau“ zu bleiben. Bei uns scheint das manchmal der Pfarrer oder die Pfarrerin zu sein. Aber in Wirklichkeit haben wir ja eine geordnete Leitungsstruktur auf den verschiedenen Ebenen der Kirche: die Kirchenleitung, die Leitungsgremien im Bezirk und schließlich die Gemeindekirchenräte auf der Gemeindeebene, deren Kompetenz größer ist als die eines Bischofs, Superintendenten oder Pfarrers.

Kybernetik ist also Leitungskunst. Sie hat ständig die kritische, die selbstkritische Frage zu stellen: Dienen wir mit unseren Aufgabenfeldern, mit unseren Arbeitsschwerpunkten, mit unseren hauptamtlichen und ehrenamtlichen Mitarbeitenden, mit unseren Strukturen, mit unseren Veranstaltungen dem, wozu unser Herr Jesus Christus uns gesandt hat? Er ist ja der Herr der Kirche. Tun wir es eindeutig genug, liebevoll und phantasievoll genug? Tun wir es kontextuell, das heißt: werden wir den Menschen am Ort gerecht?

Gewiss, jede Gemeinde hat ihre eigene Geschichte, ihre eigene Situation mit eigenen Herausforderungen und muss vor Ort ihren eigenen Weg finden.

Dennoch ist dieser Weg nicht beliebig. Er hat seine Wegmarken, seinen Rahmen, der beachtet sein will. Dem gilt der nächste Abschnitt.

5. Vier Mandate als Wegmarkierung und Sehhilfe für einen missionarischen Gemeindeaufbau

Ein Mandat bedeutet: „es ist einem in die Hand gegeben“, mandare. In der Tat: Gott hat der Gemeinde eine Verantwortung in die Hand gegeben, hat sie beauftragt und sendet sie. Sie soll etwas tun in Raum und Zeit und in der Leiblichkeit und Sichtbarkeit als Kirche in dieser Welt. Sie hat etwas in der Hand. Aber es ist wie im Lied zu Erntedank: Es geht durch unsere Hände, kommt aber her von Gott.

Kommt her von Gott: ich erinnere an das, was wir den dialogischen Charakter der Verheißung genannt haben: jedem Zuspruch Gottes entspringt eine Bewegung und Bewegungsrichtung auf der menschlichen Seite. Auf den Zuspruch ein Anspruch, auf die

Gabe eine Aufgabe, auf das Wort Gottes die Antwort der Gemeinde, auf die Verheißung ein Gehorsam. Gott bindet seine Verheißungen nicht an die Menschen, an die Kirche, aber er bindet die Menschen und die Kirche ein in seinen Verheißungsweg. Wie gesagt, es ist eine dialogische Bewegung. Sie führt zu Platzanweisungen und Handlungsanweisungen der Gemeinde.

B. Krause bündelt die Verheißungen Gottes in 4 Verheißungsworten:

Glaube – Gemeinschaft – Gaben – Dienst. Machen wir uns den ersten Kreis vertraut..... Sie haben alle eine dialogische Struktur: sie sind alle geschenkte Gabe, und doch auch Aufgabe. Sie erwachsen alle der Verheißung, führen aber alle zu einem charakteristischen Tun der Gemeinde (2.Kreis)

Glaube
Gemeinschaft
Gaben
Dienst

Soweit zur Struktur

B. Krause nennt sie einen Regelkreis – ein geregeltes, nicht beliebiges Reagieren auf Gottes Verheißungen von Seiten der Gemeinde. Wirkt alles zusammen, entsteht eine Dynamik, die Er nennt sie auch Sehhilfe – wie wir an dieser Struktur auch schauen können: wie sind in meiner Gemeinde, in meiner Arbeit diese 4 Mandate entwickelt, leuchten alle 4 Farben, welche ist vielleicht besonders blass?

Ich will zum Schluss diese Sehen mit Fragen illustrieren, aber mit der Absicht, dass Sie sich einklinken lassen und damit weitermachen:

Mandat einladen:
Teilgeben
Befähigen
Anleiten, Handeln.

Leben wir in einer Zeit des Gemeindeabbaus?

Die Versuchung allerdings liegt nahe, dass man die Kirche zu sanieren versucht ohne Vision, dass man sie leidenschaftslos und visionslos – zurückbaut.

Paul Zulehner, der katholische Pastoraltheologe aus Wien, der auch schon bei manchen unserer AMD-Veranstaltungen mit von der Partie war, legt an dieser Stelle immer wieder den Finger in die Wunde (Aufbrechen oder Untergehen; Kirche umbauen, nicht totsparen): „Warum saniert man zuerst und denkt dann erst nach, welcher Weg in die Zukunft eingeschlagen werden soll? Könnte nicht zuerst in einem breiten Konsultationsprozess über die künftige Gestalt der Kirche nachgedacht werden, um dann die vorhandenen Finanzen gleich der kommenden Kirchengestalt anzupassen? Die gegenwärtigen Sanierungskonzepte passen die geringeren Finanzmittel höchst zukunftslos an jene Kirchengestalt an, von der selbst Sanierer sagen, dass sie keine Zukunft hat.“ (umbauen 23)

Zulehner spricht vom phantasielosen „downsizing“ des herkömmlichen Kirchenbetriebs – d.h. als des gleichen Kirchenbetrieb auf einem abgebremsten Niveau. Er sagt es sehr deutlich: „Das Herunterfahren des herkömmlichen Kirchenbetriebs ist daher nichts anderes als eine Art finanzierbarer Sterbehilfe einer vergehenden Kirchengestalt. Investiert wird nicht in den Aufbruch der Kirche inmitten der Krise, sondern in einen finanziell geordneten Abbruch.“ „Finanzielle Sanierung allein schafft keinen Aufbruch in die Zukunft.“(ebd 38)

Nun spreche ich das nicht an, weil ich in irgendeiner Weise Anlass zu dem Verdacht hätte, dass das, was Zulehner kritisch „visionslose Kirchensanierung“ nennt, auf die sächsische Kirche oder gar auf den Kirchenbezirk Glauchau zuträfe. Es stünde mir aus der Distanz heraus nun wirklich auch nicht zu. Ich spreche es aber an, weil es so visionslos, so ohne Verheißung ist, so resignativ, als ob sich der lebendige Herr der Kirche verabschiedet hätte.

Wer trägt die Verantwortung: der Leitung kommt große Verantwortung zu. Es gibt einen kybernetischen Auftrag, des Steuerns, der Verantwortung für den Kurs.... Wir begegnen damit zum ersten Mal der kybernetische Frage, also der Frage des Steuerns, des Kurses, der Frage nach den Zielen und Gewichtungen, der Frage nach der Architektur einer Kirche der Zukunft unter den gegebenen Möglichkeiten und Notwendigkeiten. Das setzt eine Vision voraus, ein Zukunftsbild von Kirche. Es wird nur einer großen Leidenschaft entspringen – Frucht einer theologischen Leidenschaft sein sowohl für den Auftrag der Kirche und einer Leidenschaft für die Menschen, unter denen wir Kirche sein wollen.